Zeitschrift: Nidwaldner Kalender

Herausgeber: Nidwaldner Kalender

Band: 51 (1910)

Artikel: Ein Bauernlos, zum Glück ein seltenes : eine Geschichte aus dem Luzernerbiet

Autor: J.K.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1007939

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

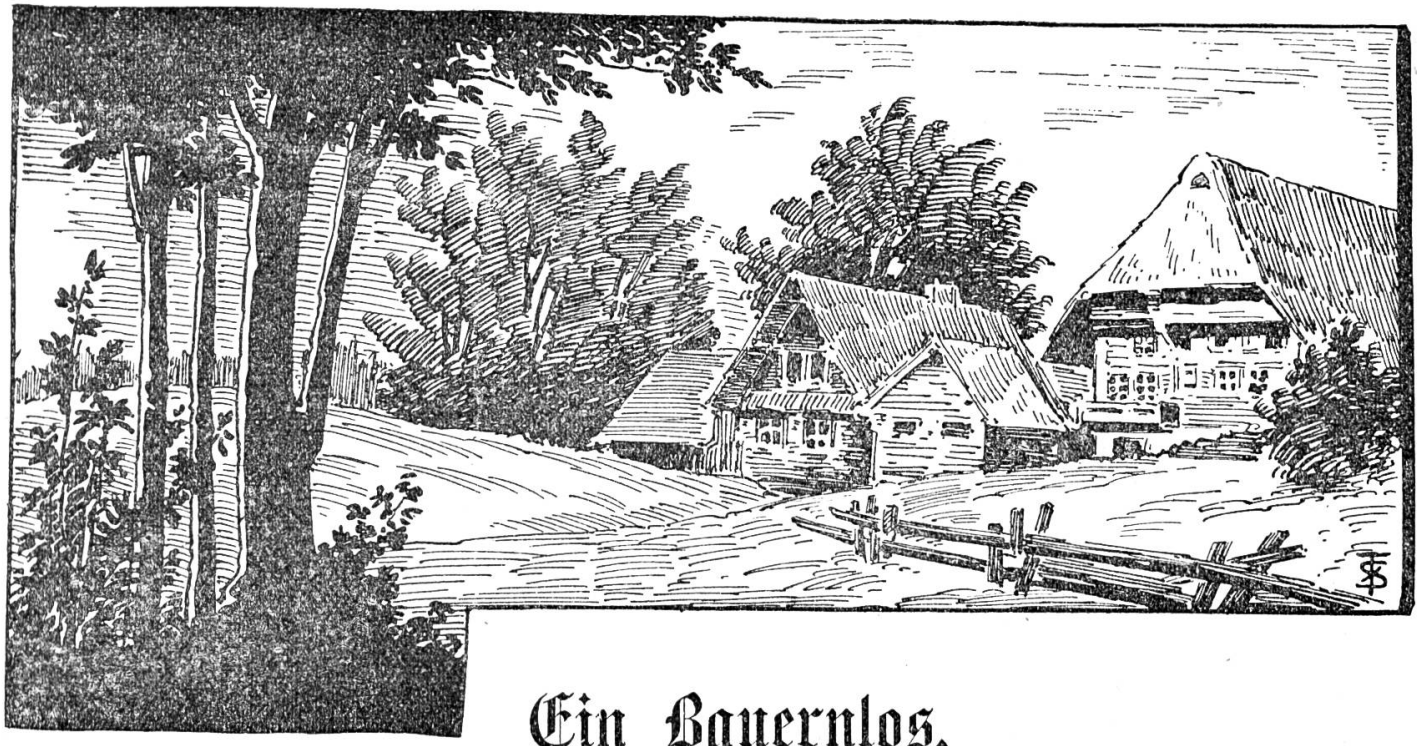
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 24.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



Ein Bauernlos,

zum Glück ein seltenes.

Eine Geschichte aus dem Luzernerbiet.

I. Anlauf.

An der Grenze des Kantons Luzern gegen das Bernerbiet zu liegt zwischen wohlgepflegten Wiesen und Aeckern ein kleineres Bauerndorf, wo es zwar keine Kirche, aber doch eine Kilbi gibt. Das ist nun einmal so ein alter Brauch, und im Zugerländchen nimmt man es in diesem Punkte noch viel grundsätzlicher, indem dort fast jedes Wirtshaus seine besondere Kilbi hat. Die meisten Kilbenen fallen in den Herbst, wo die strengste Arbeit für das Landvolk vorbei ist, und wenn dann der Kilbisonntag von der freundlichen Herbstsonne verklärt wird, so strömt auf zwei Stunden in der Nachbarschaft alles herbei, was nicht lahm oder blind oder taub ist, um die Freuden des offiziellen ländlichen Vergnügungstages zu genießen. Alles redet vom „Drehen", man begrüßt sich mit der Frage: „Wotsch au go träie?" obwohl mancher flotte Bauernsohn und manch freundlich dreinschauendes Mädchen dabei nach andern Glücksnummern fahndet.

Kommt man ins Dorf, so stehen rechts und links lange Reihen von Krämerständen, ein wahres Paradies voll der begehrenswertesten Dinge, wie Lebkuchen, Käs, Zigarren, Glasgeschirr, Broschen, Portemonnaies, Hosenträger, Tuchwaren, besonders schöne „Fazenetli" mit den drei Tellen oder der Schlacht von Sempach drauf, und die Krämer rufen und locken die Leute herbei und bieten ihnen Gewinn-Nummern an mit dem Rufe: „Jedi Nummere gwönnt, drizäh mol umene Batze! Wele gide? Wele hede? Hiezue, wär no chli Guräschi hed!" Sind die Nummern verkauft, so läßt der Krämer den Zeiger schnell über die Drehscheibe sich drehen, und die Zahl, auf welcher er dann ruhen bleibt, hat gewonnen. Von dem Augenblicke an, wo der Zeiger anfängt sich zu drehen, was der Krämer anzeigt mit dem Rufe: „Ringgis Bäijoggis! es lauft", ist alles um den Stand herum mäuschenstill und schaut mit Spannung auf den Zeiger. Da, ein kräftiger Jauchzer: „Juhui, ich ha's!" ruft ein Bursche und hält triumphierend seine Nummer in die Höhe, während die andern mit neidischen und enttäuschten Gesichtern sich entweder zurückziehen oder das Glück von neuem probieren. Spott und Neid, Freud und Leid, Suchen und Finden, Verlieren und Gewinnen: das alles ist im Ueberfluß zu haben auf einer rechten Kilbi, es hat

manchmal ein „Volkwerk", daß man „auf den Köpfen gehen" könnte, und in dem Lärm und Tumult entgeht dem Beobachter manches, was wohl wert wäre, aufgezeichnet zu werden in einer Zeit, wo „vornehmere" Manieren und sogenannte „Bildung" alles urchig Volkstümliche zu beseitigen anfangen.

So, wie ich es soeben geschildert, ging es an den Kilbenen zur Zeit, als ich noch ein junges Studentlein war, und auch ich hatte meine helle Freude an dem lebenswarmen bunten Treiben. Wenn darum in dem eingangs erwähnten Dörflein, kaum eine halbe Stunde von meiner Heimat entfernt, Kilbi war, so mußte ich dabei sein, mochte der Geldbeutel auch noch so energisch protestieren. Und doch ist mir einmal auf der Kilbi daselbst etwas passiert, was mir die Lust zum Kilbigang für immer verleidet hat.

II. Gestörte Kilbifreude.

Noch selten war es so lustig und lärmend zugegangen, das Wetter war ganz nach Wunsch, die Volksmenge staute sich zwischen den Krämerbuden, daß man fast nicht vorwärts kommen konnte. Aus den offenen Fenstern des Wirtshauses, das aber heute mehr Garten- und Straßenwirtschaft war, erklangen die munteren Weisen der Feldmusik, und soeben hatte ein Bernerbube unter dem Jubelschrei seiner Kameraden den höchsten Preis von der mit Seife eingeriebenen Klettertanne heruntergeholt — es stellte sich aber nachher heraus, daß der Schlingel seine Hosen geharzt hatte — —, da, auf einmal gab es eine Stockung und eine sekundenlange, seltsame Stille in der Volksmenge. Sie teilte sich und ließ einem armseligen Fuhrwerk den Durchpaß frei — es war ein alter Leiterwagen mit einem Brett darüber, unter welchem zwei Bündel alte Kleider und Bettwäsche lagen. Sie dienten zwei kleinen Kindern, die in friedlichem Schlafe sich umarmt hielten, als Lagerstätte. Auf dem Brette saß eine alte schlecht gekleidete Frau, den Kopf hielt sie in den von rauher Arbeit groben Händen, an denen die Adern wie Schnüre hervortraten, und ein krampfhaftes Schluchzen und Weinen erschütterte die gebrochene und gebeugte Gestalt der Greisin.

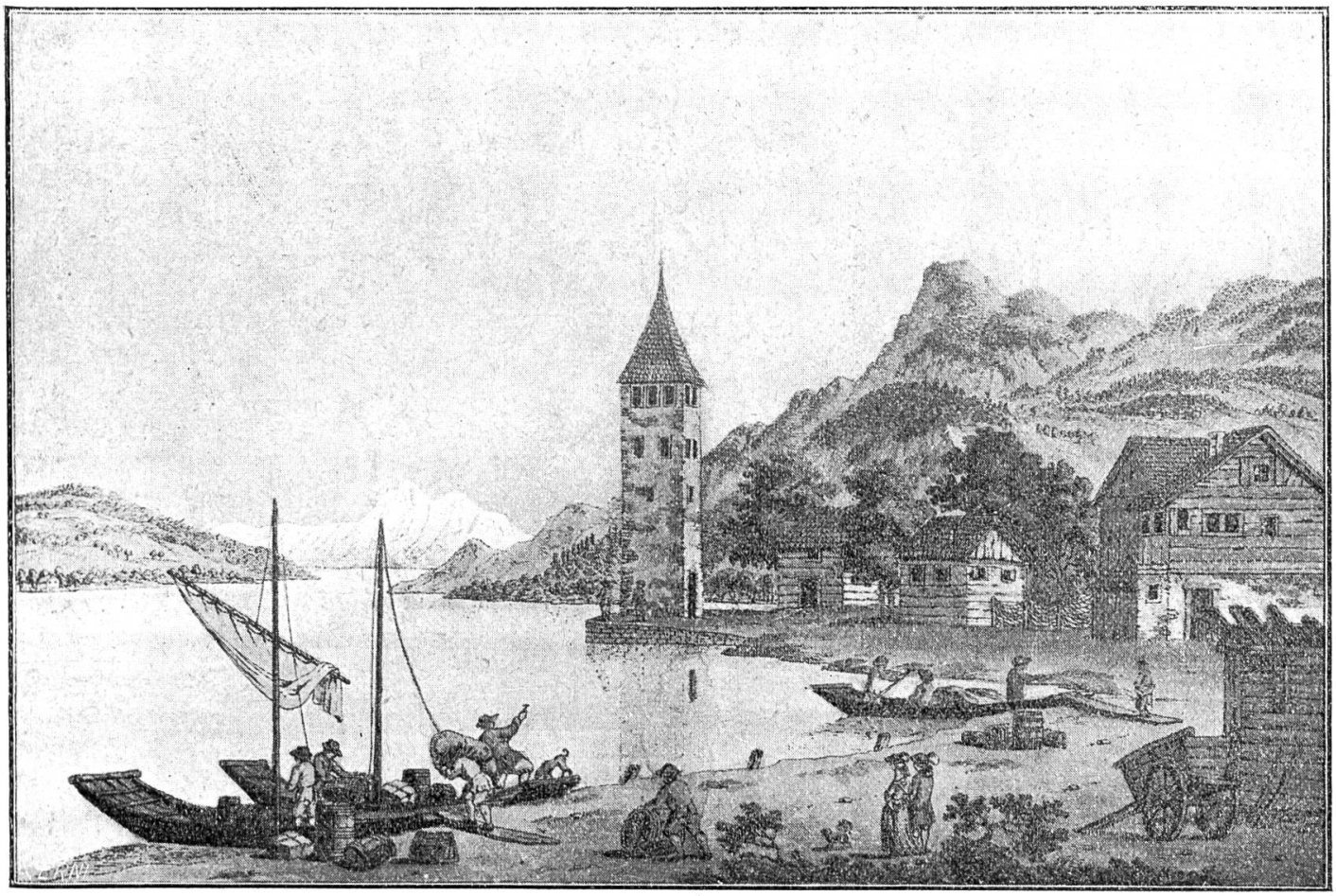
Ich erschrack, als ich sie sah; ich wußte, wer sie war. Gar oft hatte sie mir und meinen Geschwistern freundliche Worte und, was bei Kindern viel mehr zieht, auch gute Sachen gegeben. In ihrem Garten reiften die ersten Trübeli der Johannisbeeren; herrliche Aepfel und Birnen, Zwetschgen und Pflaumen wuchsen an den Bäumen ums Haus herum. Sie war eine gute, alte Bekannte zu meiner Mutter, und wenn die Kilbi nahte, unterließ sie nicht, uns einzuladen auf den „Sonnenrain", und dann gab's nebst dem ersten reifen Obst noch herrliche Küechli, Ziegerkugeln, Krapfen, Chneublätz, Eierröhrli, Hirzehörnli, Tröhlti und Schlüfchüechli. Und nun mußte ich die gute, alte Frau in dieser Verfassung sehen und an diesem Tage! An der Kirchweih auf dem Schub ins Armenhaus! — —

Ich fühlte einen Druck im Hals, wie wenn einer mich erwürgen wollte. Gerne wäre ich hinzugesprungen und hätte die arme Mutter heruntergeholt von dem traurigen Fuhrwerk, um sie mit mir heimzunehmen. Niemand achtete es, mit welch warmem Interesse das Studentlein auf die alte Frau blickte und das Gefährt nicht aus den Augen ließ, bis es mit seiner elenden Last hinter der nächsten Straßenbiegung verschwand. Und niemand sah es, daß sich meine Augen mit Tränen füllten. Kaum war das Fuhrwerk vorüber, so ertönte wieder der gleiche Lärm, und die nämliche ausgelassene Fröhlichkeit flutete über den Weg, der soeben ein so schweres Leid vorüberziehen sah! Sie wußten ja nicht, diese Fröhlichen, daß ein gebrochenes und zertretenes Mutterherz in glühendem Weh so nahe an ihrem Jubel vorbeigegangen, und die es wußten, hatten jetzt auf anderes zu sinnen. Ich aber dachte daran und hatte genug Kilbi. Ich kehrte der Ortschaft den Rücken und ging still und nachdenklich heim, und ein Gebet stieg in meiner Seele empor: Gott möge mir die Kräfte dazu geben, einstens meinen Mitmenschen das grausame Schicksal dieses Mutterherzens, von dem ich heute nur den kleinsten Teil gesehen hatte, vor die Augen zu halten als Vorwurf für diese, zur Warnung für jene, zum Nutzen für alle!

III. Das Gütlein wäre recht, aber . . .

„Wo steckt wohl der Kaspar wieder einmal? Der „ful Kerli" wird wieder hinter einem Buche hocken. Wartet nur, ich will ihm seine Bücher schon verleiden, sie sind gerade recht zum Motten, Hudelzeug!"

Polternd rief's die Stimme des Bauern auf dem „Sonnenrain", und dieser Bauer war der Gatte der Mariann, die uns Kindern allemal so gute Sachen gab an der Kilbi. Die nichts weniger als freundlichen Worte galten dem ältern seiner beiden Söhne, die jetzt in jenem lieblichen Alter waren, das man die Flegeljahre nennt. Nicht daß sie besonders flegelhaft gewesen wären, selb nicht, aber sie waren doch manchmal eine etwas meisterlosige junge Ware und hätten eine tüchtige Leitung recht nötig gehabt. Aber da auch bei armen, das hat der Korbertoni bewiesen, ein Tauner, der nichts hatte als 365 Tage im Jahr und nicht weit vom „Sonnenrain" in einer alten Hütte hauste. Der hatte drei Buben: der Lönz schaute meistens an den Himmel hinauf, der Sepp geradeaus und der Schangi auf den Boden. Hätte sonst noch etwas besonderes hinter den Dreien gesteckt, so hätte der Korbertoni, wenn er reich gewesen wäre, aus dem Lönz einen Sternengucker, aus dem Sepp, der immer gradaus schaute, einen Advokaten (— au! —),



Stansstad, im 18. Jahrhundert.

fehlte es beim Vater und wohl auch ein wenig bei der Mutter. Man sollte sonst von jungen Eheleuten, die Aussicht auf Kindersegen haben, immer auch etwelche Kenntnisse in der Erziehungskunst voraussetzen können, und wo etwas guter Wille und etwelcher gesunder Menschenverstand vorhanden ist, da werden die Eltern wenigstens auf geistige und köperliche Veranlagung ihrer Kinder schauen, um das Wichtigste zu erkennen, ihren Beruf.

Daß dies nicht nur bei reichen und vermöglichen Leuten von großem Wert ist, sondern aus dem Schangi aber einen Geologen, das heißt einen Erdkundigen machen können. Da ihm dies nicht möglich war, und er doch auf den Charakter seiner Buben Rücksicht nehmen wollte, als sie ein Handwerk lernen sollten, so mußte der Lönz ein Baumzweier, der Sepp ein Seiler und der Schangi ein Schärmauser werden, und jeder fühlte sich wohl dabei und war zufrieden.

Während nun manche Eltern den Kindern schon früh den Kopf voll machen mit großartigen Plänen und überspannten Zukunftsträumen, so war das auf dem „Sonnenrain" nie Mode ge-

wesen, eher das Gegenteil. Der Vater hatte außer der Erdscholle, auf welcher er arbeitete wie ein Roß, sozusagen nichts von der Welt gesehen, er haßte alles, was nicht Landarbeit hieß, und hatte die glückliche Eigenschaft der beschränkten Menschen, daß er immer und überall Recht hatte und mit Schimpfen und Lärmen über jeden Widerspruch siegreich Meister wurde, wenn er auch hundertmal im Unrecht war. Da er selbst nicht lesen und schreiben konnte, so wurde er fuchswild, als seine Buben in die Schule gehen mußten, und wenn einer ein Buch zur Hand nahm, so mußte er gleich solchen Schimpf hören, wie er am Anfang dieses Kapitels steht.

Darunter hatte nun besonders der ältere, der „Kasper", zu leiden, der obwohl kräftig gewachsen, doch wenig Lust für Landarbeit zeigte, dafür aber seine Nase in alle möglichen Bücher steckte, die ihm der Zufall in die Hände spielte. Er hatte auch, wie übrigens fast alle Buben, ein großes Interesse für Maschinen, und wo irgend ein Rad sich drehte, konnte er stundenlang dabei stehen. Aber wenn er auch die besten Noten aus der Schule heimgebracht, so galt doch der Toni, der jüngere, mit seinen schlechten Noten mehr beim Vater, weil er lieber auf dem Felde arbeitete. Wie oft mußten sie es hören, daß das Inderschulehocken nichts nütze; das heiße man nur dem Herrgott den Tag abstehlen, besonders wenn man noch so weit darnach laufen müsse; er habe es ohne Lesen und Schreiben zu etwas Anständigem gebracht und seine Buben brauchen nicht gescheiter zu werden als er, es gäbe dann noch genug — Dümmere auf der Welt.

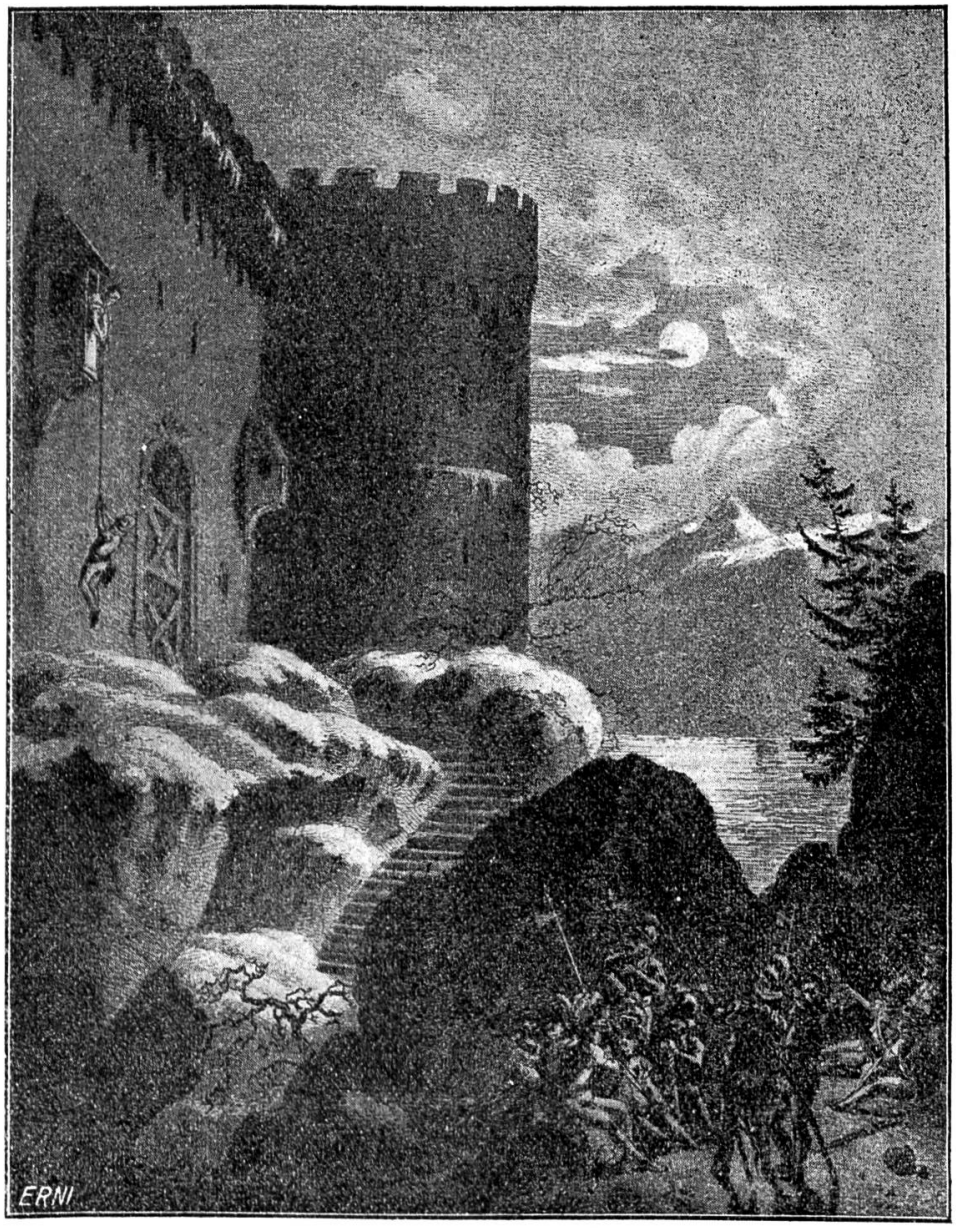
Es ist begreiflich, daß er bei solchen Grundsätzen mit dem Schulinspektor und mit dem Pfarrer der Schulpräsident war, auf etwas gespanntem Fuße stand. Als er einmal vom Pfarrer zitiert wurde, weil er mehrmals seine Buben zur Arbeit verwendet statt zur Schule geschickt hatte, da machte er mit beiden Armen die Bewegung des Hackens und sagte: „Das da ist die Hauptsach', Herr Pfarrer, das da! Mit eurem Lesen und Schreiben können meine Buben kein Gras und kein Korn und keine Erdäpfel hervorzaubern." Der Pfarrer suchte ihm in Güte das Verkehrte seiner Anschauungen klar zu machen und glaubte ihn zu gewinnen, wenn er ihm den Kasperli rühme, wie der ein fähiges Bürschchen wäre und Anlagen zum Studieren habe. Aber da kam er nicht gut an. „Ein „Faulenz" ist er, ein Tunichtgut", rief der Bauer zornig. Da sei ihm doch der Toni viel lieber, wenn man ihn schon immer als den dümmern verbrüele. Der Pfarrer, der gleich von Anfang an gemerkt hatte, daß der tapfere Sonnenrainbauer sich mit einem Schnäpschen auf den sauern Gang gestärkt, mußte schließlich schärfere Saiten aufziehen und mit Geldstrafen drohen. Das half nun freilich so weit daß unentschuldigte Absenzen nur ganz selten mehr vorkamen; aber daheim durfte keiner der beiden Schüler ein Buch oder eine Feder zur Hand nehmen vor den Augen des Vaters, sonst gab's ein Donnerwetter.

Und doch hätte es die Mutter so gerne gesehen, wenn ihr lieber Kasperli ein „Heer" geworden wäre! War sie es ja, die dessen Neigung zum Studieren im Stillen begünstigte und sich freute, als er, noch ein Kind, sagte, er wolle Pfarrer werden, und dann aus einer alten Kiste einen Altar herrichtete und „Messe las" und predigte, während der Toneli ministrierte. Es waren ja freilich nicht höhere Gesichtspunkte, die solche Wünsche in ihr veranlaßten. Ihr schwebte wie ein Paradies der stille Friede eines Pfarrhauses vor Augen, in dem sie ihre alten Tage in seliger Ruhe verleben könnte, und als einmal eine Primiz war im Städtchen und sie den schönen Aufzug sah und die Ehre, welche die Mutter des Primizianten dabei erlebte, da war auch ihr Wünschen und Sehnen wieder lebhafter geworden und sie war unvorsichtig genug, daheim davon zu reden.

Das gab einen schönen Auftritt! Im höchsten Zorn schrie der Bauer, er wolle keinen verstickten Studenten im Haus. Da könnten sie Jahrelang rackern und es schlecht haben, damit der Herr Sohn flott einherstolzieren und alles durch die Gurgel jagen könne. Er müsse sonst schon schaffen wie ein armer Kerli, und wenn der Kaspar daheim schon nichts tue, was würde er dann tun, wenn der Vater nicht mehr hinter ihm her sei? Das soll ihm einer sagen!

„Aber du weißt ja doch", sagte die Mutter drauf, „daß der Kaspar gerne Bücher liest, und das ist doch für einen Studenten die Hauptsache. Ein Student ist doch kein Bauer!"

„Papperlapap! und wenn der Papst und der Bundesrat kämen und sagten, der Kaspar müsse studieren, so müßte es erst recht nicht



Die Einnahme des Schlosses Rozberg.
Nach F. N. König.

sein. Ich will doch schauen, ob nicht ich noch Meister sei auf dem Sonnenrain."

Seufzend schwieg die Frau; sie wußte: gegen diesen Eigensinn war nicht aufzukommen. Fröhliche Stunden und erfüllte Wünsche hatte es überhaupt für sie noch wenige gegeben auf dem Sonnenrain. Sie achtete und schätzte zwar ihren Mann wegen seiner Arbeitsamkeit und weil er es ernst nahm mit seiner Pflicht, für die Familie zu sorgen und sie ehrbar durch die Welt zu bringen. Aber sein gar so rohes Versunkensein in das, was man die Scholle nennt, dieser vollständige Mangel jeder höhern Regung in ihrem Manne bereitete ihr manche trübe Stunde, und hie und da sah man sie mit rotgeweinten Augen ihrer Arbeit nachgehen. —

Und doch hätte der Sonnenrain alle Eigenschaften geboten, um dort in Glück und Frieden zu leben. In ungestörter Einsamkeit lag das nette saubere Häuschen mit daran gebauter Scheune an der sonnigen Halde, umspült von einem forellen- und krebsenreichen Bächlein. Nirgends kehrt der überall mit Jubel begrüßte „Hustage" so früh ein, wie dort, heute noch eilen die Kinder dorthin, um von ihm die ersten Blümlein zu bekommen, und heute noch wissen die Buben des nahen Städtchens, daß jener Bach am meisten Krebse führt und im Wäldchen nebenan am meisten Igel hausen und am Bach die ersten Weiden im richtigen Saft sind für Maienpfeifen. Und dumm wären sie fürwahr und nicht wert, muntere Buben zu sein, wenn sie diesen Platz nicht kännten, wo alles so nahe beisammen ist, was ein Knabenherz erfreuen kann: Wald, Busch, Wasser, Berg und Tal, wie gemacht für junges lustiges Volk. Aber den Bauer, den fürchten sie! Gern wären der Kaspar und der Toni auch dabei gewesen, wenn ganze Rudel von solchen Landstreichern die väterliche Besitzung unsicher machten. Aber dann kam der Vater in schrecklichen Zorn, die erste beste Gabel oder Sense riß er an sich und rannte so gut es die alternden Knochen erlaubten, den Stadtbuben nach, indem er ihnen alle erdenkliche Schande nachrief; „Lausbuben, Lumpenpack, hungrige Bettelware, Schelmenbande" waren noch Ehrentitel dagegen. Aber die Buben lachten ihn nur aus, sie wußten schon, daß ihre flinken Beine sie rechtzeitig in Sicherheit brachten. —

Im allgemeinen konnte bei dem Kasper und bei dem Toni doch nie ein gehöriger Respekt aufkommen ihrem Vater gegenüber, und besonders der Kasper, der seine hohen Pläne und seine Luftschlösser unter der rohen Faust desselben zusammenbrechen sah, ward immer widerwilliger und verstockter gegen ihn, je älter er wurde. Glück und Friede wohnten also nicht auf dem Sonnenrain, so sehr er geeignet war, ein Paradies zu sein. Aber ist denn nicht in jedem Paradiese eine Schlange? — — —

IV. Allerlei Gäste und dabei ein schlimmer.

Man kann übrigens nicht sagen, daß es immer nur so traurig und trübselig zugegangen sei auf dem Sonnenrain; es gab auch fröhliche Zeiten. Besonders war die Kilbi ein lang ersehnter Tag, und mochte der Vater auch noch so häuslich und hebig sein, — dann reute es ihn nicht. Die Mutter durfte „kücheln", so viel sie wollte, und er hatte auch nichts dagegen, daß Verwandte und gut Bekannte kamen, denen dann zu einem währschaften neuen Most ganze Berge appetitlicher Küechli aufgestellt wurden. Natürlich kamen diese Leute auch nicht ganz mit leeren Händen; sie machten es nicht, wie es, zwar nicht besonders fein, in einem Liede heißt:

„Es chömid nume Städtlerlüt
Und butzid's Mul und zahlid nüd."

Das Landvolk ist in solchen Dingen im ganzen verständig; es weiß, daß man viel eher wieder kommen darf, wenn man durch eine kleine Gabe den angerichteten Schaden zu ersetzen sucht. So hat auch meine Mutter, wenn sie mit uns Kindern zur Mariann an die Kilbi ging, immer etwa ein Pfund Kaffee oder Käse oder Zucker oder sonst etwas Brauchbares mitgenommen. Da konnte der sonst so brummige Bauer ganz gemütlich werden, besonders, wenn einer mit ihm anfing über das Vieh zu reden, so konnte er stundenlang seine Erfahrungen auskramen und rühmen, wie ihn dieser und jener beim Handel habe erwischen wollen, aber wie es ihm nicht gelungen sei. „Nänei, so dumm isch der Sonnenrainhannes de doch nid", pflegte er solche Geschichten zu schließen. Er wußte aber auch seine Gemütlichkeit gehörig zu wecken; ein Gläsli um's andere mußte ihm die Mariann bringen, damit er die Küechli besser verdauen könne, wie er sagte. Wir entfernten uns aber allemal, bevor man sagen konnte: „iez hed's d'Höchi", und ich kann darum nicht aus-

bringen, wie der Sonnenrainhannes am Kilbiabend beschaffen war, ob dumm oder gescheit. Er meinte jedenfalls letzteres.

Sonst waren Gäste auf dem Sonnenrain eine seltene Sache, selbst der Postbote kam wenig in die Lage, dort einzukehren. Von einer Zeitung wollte der Bauer nichts wissen, und briefliche Geschäfte kamen sozusagen keine vor; er ward seine Waren im Städtchen ohne große Umstände los. Hie und da keuchte ein Hausierer mit seiner kunterbunten Ware den Hügel hinauf und dann und wann sprach ein Bettler vor, der mit saurer Milch oder einem Stück Brot abgefertigt wurde. Daher ließen die meisten Vaganten den Sonnenrain links liegen; „des — Hungers wegen geht man doch nicht betteln, das wär' ja eine Schande!" Ab und zu kommt auch ein Metzger oder Viehhändler, um im Stalle nachzusehen, ob's einen Handel gebe. Zwar nicht besonders gern, denn mit dem Hannes ist nicht gut handeln; „er isch au gar e zäche", hieß es allemal; er wollte immer nur die höchsten Preise lösen. War es dann aber zu einem Handel gekommen und waren die blinkenden Fünfliber sorgsam gezählt und aufgehoben, dann mußte die Mariann den Händler bewirten und man saß gerne noch ein Stündchen beisammen. Das ging den Leuten auf dem Sonnenrain dann für die Zeitung; sie vernahmen wieder, was da und dort in der Welt vorging. Ob's dann immer grad stimmte, weiß ich nicht; die Metzger und Viehhändler können manchmal noch besser „lateinisch", als die Jäger. — —

Einmal kam auch so einer aus dem Hinterland, mit dem der Hannes über eine Kuh handelseinig wurde. Bei Most, Brot und Käs wurde noch über allerlei geplaudert; selbst die häuslichen Verhältnisse auf dem Sonnenrain kamen zur Sprache. Der Viehhändler rühmte den Hannes, daß er den Kasper nicht habe studieren lassen. Es habe das bei ihnen Einer erfahren, potz Blitz und Bomben! Der habe sich einen solchen Schmarotzerstudenten auf den Hals geladen; jedes halbe Jahr mußte er dann ein Schwein verkaufen, nur um seine Bücher zu bezahlen. Aber zuletzt seien die Schweine so mager geworden, daß der gute Mann ihnen die Schwänze knüpfen mußte, damit sie ihm nicht durch die Ritzen und Spalten des Stalles entwichen.

„Aber nun, Mariann!" rief er, als das Lachen sich gelegt hatte, „mach uns noch einen Schwarzen!"

Verwundert schaute die Frau ihn an.

„Ihr seid scheint's auch noch hundert Jahre zurück auf dem Sonnenrain", spottete der Händler, „jetzt wissen die noch nicht einmal, was ein Schwarzer ist. — Habt ihr Kaffee?"

„Ja freilich."

„Und Zucker?"

„Auch."

„Gut! dann will ich euch jetzt einmal zeigen, was ein Schwarzer ist!"

Hätte der Händler lateinisch gekonnt von der bessern Sorte, so hätte er jetzt zur Mariann gesagt: „fac supra", so aber sagte er bloß: „Tue Kaffee über!" Alles andere wurde nach seiner Weisung parat gemacht, und als dann die großen Tassen mit Kaffee, Zucker und einer tüchtigen Dosis Schnaps gefüllt waren, da leuchtete sein rotes Gesicht auf wie eine Fackel. Mit großem Wohlbehagen schlürfte er das Getränk, zwischenhinein dessen Lob verkündend. In den Städten sei der Schwarze nach dem Essen bei den Herren „s'Ordinäri"; da könne man Regierungsräte, Doktoren und „Affikaten" sehen, die einen Schwarzen ausjassen. Und unser Sigrist hat mir erzählt, daß auch die Geistlichen, wenn sie am Martistag an unser Fest kommen — ihr wißt, wir feiern den Marti — nach dem Essen einen Schwarzen nehmen. Ja, rief er lachend, „die wissen auch, was gut ist!" und schlug dem Bauer mit der flachen Hand auf die Schulter, daß es klaschte. —

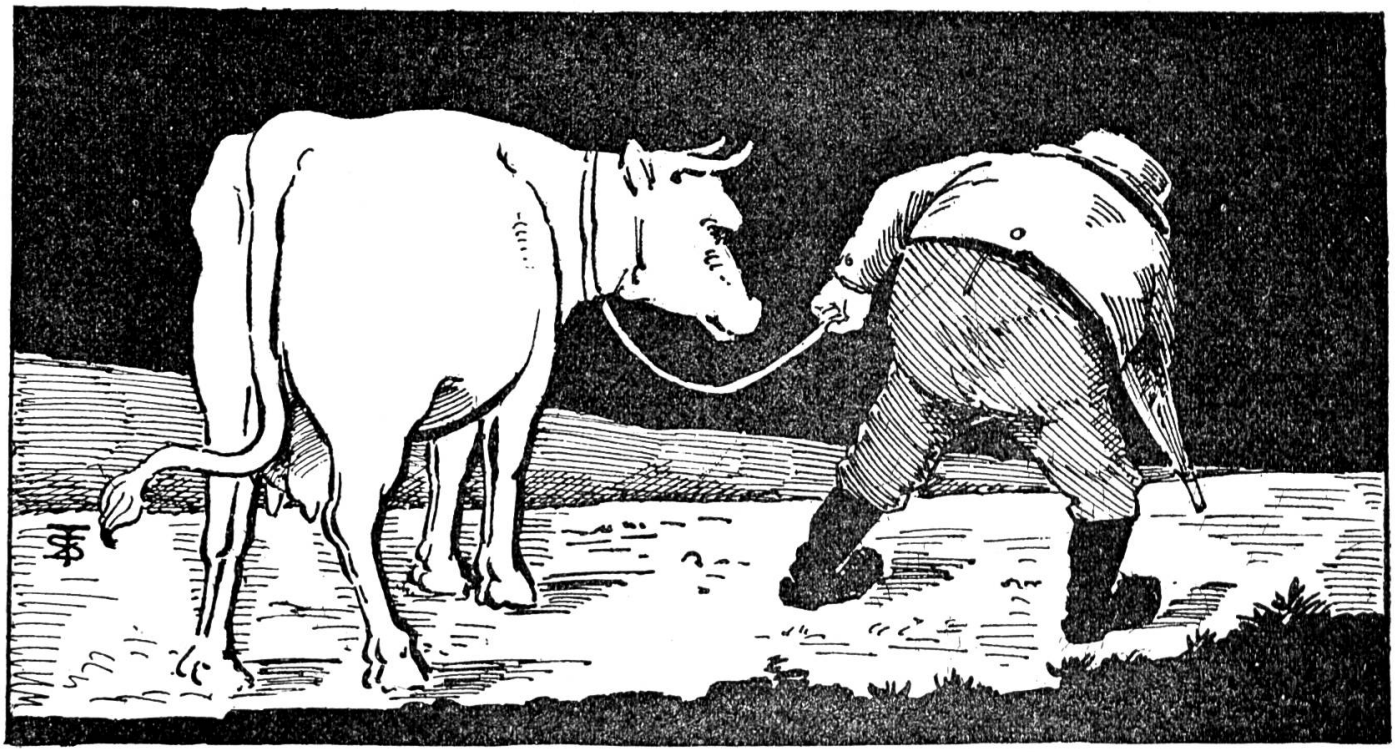
Natürlich lachten alle über den „gelungenen" Witz und es lachen viele mit bei solchem Gerede, die es doch wissen könnten, wie gut es unsere Geistlichen haben, wenn sie mitten in der Nacht zu einem schwer Kranken gerufen werden, es mag Wetter sein, wie es will; wie gut sie es haben im Beichtstuhl, dieser kleinen Folterkammer, in der sie oft viele Stunden sitzen müssen; wie gut sie es haben bei widerspenstigen Beamten, denen es mitunter eine wahre Herzensfreude zu sein scheint, den Pfarrer zu ärgern, damit es ihm nicht etwa — „zu wohl" werde! Daneben gibt es noch manches, was nicht alle wissen können. Gut haben es die Geistlichen auch nicht besonders gegenüber Leuten, die immer etwas auszusetzen haben. Ist einer dick, so sagt man gleich, das komme nicht vom

Fasten; ist einer dünn, so heißt es, man dürfe nicht mit einem brennenden Zündhölzli an ihn heran, sonst „komme er an". Andern wieder ist er zu klein, geht zu schnell oder zu langsam, „schnellt" beim Singen, macht zu lang beim Meßlesen, hat „kein Redhaus" und so weiter u. s. w. in infinitum.

Nach dem schlechten Witz des Viehhändlers kamen die Sonnenrainmenschen immer mehr ins Lachen hinein und in die Lustigkeit, denn der Schwarze fing an zu wirken. Er war aber auch „unvernünftig gut" zu trinken, wie alle bezeugten, und der Viehhändler zeigte ihnen, wie man mit mehr oder weniger Schnaps ihn für jeden Mund passend machen könne, und es sei so ein unschuldiges Getränk, daß man einem — kleinen Kinde davon geben dürfte! Er selbst brauchte aber ziemlich viel Schnaps, bis es ihm paßte. „Er zieht noni", sagte er und schüttete Branntwein nach, bis er sagen konnte: „iez zieht's."

Und es ging schon stark in den Abend hinein, als der Viehhändler mit seiner Kuh schwankenden Ganges den Heimweg antrat. Scharf zeichneten sich die beiden Gestalten am westlichen Horizont ab, als sie auf der Höhe des Hügels standen — und auf dem schaukelnden Rücken der Kuh saß ein schwarzes Teufelchen und machte eine lange Nase gegen den Sonnenrain, bis es in einer feurigen Wolke zerstob. —

Und drunten freute sich die gute Mariann, wieder einmal eine heitere fröhliche Stunde gehabt zu haben, und ahnte nicht, daß das schwarze Teufelchen von der Kuh in den Kamin und in ihre Küche geflogen war.



. . . als der Viehhändler mit seiner Kuh schwankenden Ganges den Heimweg antrat.

V.

Scheiden und Meiden — Sterben und Werben.

Der Flüügelbalz, der alte Schlaumeier, sagte allemal, es sei doch kurios; wenn einer heiraten wolle, so wisse man von ihm nichts als Schlimmes zu sagen, und wenn einer sterbe, nichts als Gutes, und doch würde er lieber dreimal heiraten, als einmal sterben. Ich glaube aber, mit dem dreimal heiraten sei es eine etwas heikle Sache, wenn man immer und immer wieder die Beobachtung machen kann, daß einer an der ersten Liebe mehr als genug hat. Man sagt daher, der hl. Petrus lasse die Verheirateten eher in den Himmel hinein, als die Ledigen, weil sie mehr Kreuz haben. Als aber einmal einer darauf pochen wollte an der Himmelstür und meinte, ihm müsse man doppelt weit das Tor auftun, weil er zweimal verheiratet gewesen sei, da hieß es, solche „Dummiane" können sie im Himmel nicht brauchen; wenn er das erste

Mal nicht klug geworden sei, so könne man ihn auch im Himmel nicht mehr gescheit machen. Ich kann aber in Ehesachen nicht aus eigener Erfahrung reden und will daher nichts gesagt haben. — —

Es kam nun auch die Zeit, wo es den beiden Burschen auf dem „Sonnenrain" niemand mehr übel nehmen konnte, wenn sie ans Heiraten dachten; der jüngere, der Toni, machte stark daran herum, der Kasper aber hatte eine ganz andere Liebschaft angefangen, er war unter die — Erfinder gegangen und arbeitete an nichts Geringerem, als an einem „ewigen Werk", wie das Volk sagt, die Gelehrten nennen es perpetuum mobile. Er hatte einmal in einem alten Buche, wo allerlei abergläubische Dinge drin waren, etwas davon gelesen; seither hatte ihn der Gedanke, ein solches Werk zu erfinden, nie ganz verlassen. Oft sann er Tag und Nacht darüber nach, ohne zu ahnen, daß jeder halbwegs geschulte Realschüler ihm mit Leichtigkeit das Unmögliche und Lächerliche seines Unternehmens hätte nachweisen können. Ich glaube aber, der Kasper hätte sich nicht so leicht überzeugen lassen; denn was er sich ausgedacht in mehrjährigem Sinnieren, das schien ihm so über jeden Zweifel sicher, daß er es wenigstens probieren mußte. Und man muß sagen: für einen ungebildeten, nur in wenigen Primarklassen geschulten Bauernbuben war seine Idee gar nicht so übel.

Der Kaspar glaubte nämlich, die „ewige Maschine" damit entdeckt zu haben, daß eine schwere Kugel in einer gebogenen Rinne rolle, an der in der Mitte ein Pendel mit einem Gegengewicht befestigt sei. Dieses müsse den Gegendruck ausüben, wenn die Kugel am Ende der Rinne angelangt und dort an einer Feder abprallend, zurückrolle, um das Pendel wieder nach der anderen Seite zu drücken. Es ist ganz begreiflich, daß der Vater da viel über Kopflosigkeit und Faulheit zu schelten hatte. Aber der Kaspar behielt seine Pläne für sich und die Grobheiten des Vaters gab er, als er erwachsen war, mit Zinsen zurück, besonders wenn man vorher wieder dem Schwarzen zugesprochen hatte. So waren denn unerquickliche und unerbauliche Szenen keine Seltenheit auf dem „Sonnenrain".

Nun hatte der Kaspar schon längere Zeit im Geheimen an einer solchen Maschine gearbeitet, wie er denn immer eine geschickte Hand gehabt für allerlei Gewerbe. Da war der Vater, wenn da oder dort etwas brach an einem Wagen oder Werkzeug, oft froh darüber, wenn es der Kaspar umsonst wiederherstellte, während der Wagner hiefür einige Batzen oder Franken gefordert hätte. Unglücklicherweise fiel aber einmal die seltsame Einrichtung, aus welcher das „ewige Werk" erstehen sollte, dem Vater in die Hände, als er in einem selten betretenen Winkel des Estrichs etwas suchte.

„Was ist das für Gvätterlizüg!" fuhr er den Kasper an. „Jetzt nimmt's mich nicht mehr Wunder, daß du deinen Kopf nie bei der Arbeit hast. Aber ich will dir deine Flausen schon austreiben!" und mit einem Ruck zerbrach er das Holzwerk, an welches sein Sohn monatelang sein heimliches Arbeiten und Sorgen gewendet und auf das er so große Hoffnungen gesetzt hatte. Das war dem Kasper zu viel. Er sagte kein Wort, aber mit einem von Wut und Schmerz entstellten Gesicht lief er in seine Kammer, packte seine Siebensachen zusammen und — lief davon, ohne Abschied zu nehmen vom Vater, noch von der Mutter, noch vom Toni. Fort war er, und alles Weinen und Jammern der Mutter, die ihren Liebling verloren, brachte ihn nicht zurück.

Dem Vater machte diese Geschichte innerlich viel zu schaffen; er hütete sich aber wohl, es merken zu lassen. Das Traurigste war, daß er nun seinen heimlichen Verdruß im Schwarzen und im Schnaps zu ertränken suchte, sodaß er zuletzt fast immer sich im Zustand eines halben oder ganzen Dusels befand. Da ist es klar, daß es da und dort zu hapern anfing; denn der Toni, so gut er zum Arbeiten, war doch nicht der Mann dafür den Vater zu ersetzen. Es braucht doch immerhin einige „Kritz", wenn einer mit Säen und Pflanzen, im Baumgarten und im Wald, in Scheune und Stall, alles gut und nutzbringend besorgen will. Es hätte dem Sonnenrain sehr wohl getan, wenn der Verstand des Toni wenigstens durch die Schulbildung seiner Zeit einigermaßen geweckt und gehoben worden wäre, jetzt, nachdem es mit dem Vater aus bekannten Gründen und wegen zunehmenden Alters immer mehr bergab ging. Der Toni aber sah in diesem Unglück nichts anderes, als eine erwünschte Gelegenheit, um einmal mit seinem Heiratsplane hervorzurücken.

Er hatte freilich einen guten Grund gehabt, damit ein wenig hinter dem Berge zu halten.

Man sollte doch meinen, daß dieser Bauernbursche etwa eine tüchtige Tochter von einem benachbarten Hofe geholt hätte. Und da wäre ihm sehr wahrscheinlich kein Korb zu teil geworden. Denn der Sonnenrainhof galt als ein auskömmliches kleineres Heimet, dessen sich auch eine Tochter von einem größern Hofe nicht zu schämen brauchte. Aber nein! dem Toni hatte es eine andere angetan — eine Pintenwirtstochter aus dem nahen Städtchen! O ihr Jäger, die ihr Geschichten erzählt und flunkert, was euch alles schon gelungen sei, ihr seid doch nur Stümper im Vergleich zu einem schwarzäugigen Wirtstöchterlein, das auf den Gimpelfang geht! Jetzt wußten die Eltern auf dem Sonnenrain, warum der Toni schon längere Zeit nur noch in die Pinte gegangen war an den Sonn- und Feiertagen. —

Freilich kann auch eine Wirtstochter eine rechte und tüchtige Bäuerin abgeben, ganz gewiß, und ich wollte durch obige Bemerkungen beileibe nicht den Groll der schönen „Besen" auf mich laden. Aber bei der Babette, des Tonis Schatz, mußte man nur zu den ganz kleinen Propheten gehören, um voraussagen zu können, daß das nie eine rechte Bäuerin gebe. Sie war bekannt als ein zierlicher „Hoffertschwanz" und hätte schon längst bessere Partien machen können, würden die ledigen Burschen nicht mit Grund gefürchtet haben, an ihr eine „köstliche" Frau, das heißt, eine zu bekommen, die das Geldbrauchen aus dem ff versteht.

Als nun der Toni mit diesem „Besen" aufrückte vor den Eltern, da mußte auch er erfahren, daß man vor dem Heiraten gerne alles Schlechte sagt von einem. Der Vater, der sonst den Toni mehr als billig vorgezogen hatte, tat wie besessen über dieses „Hurschi", das seinem Buben den Kopf „verdreht" hatte. Da blieb wirklich kein guter Faden daran. Und nun verging wiederum kein Tag ohne heftigen Zank und Streit, aber auch keiner ohne Schwarzen, und das Zusammenleben auf dem schönen Sonnenrain wurde je länger je unleidlicher und unerträglicher. Da hatte die arme Mariann wieder viel zu schlucken; es ist fast unglaublich, was ein Mutterherz alles ausstehen kann, ohne zu brechen; der liebste Sohn fort, ohne ein Lebenszeichen von sich zu geben, während der andere mit unglücklichen Heiratsplänen Unfrieden brachte und die unselige Leidenschaft des Vaters — das Trinken — damit noch förderte!

Das ist sicher, daß der Vater nie und nimmer seine Einwilligung zu dieser Heirat gegeben hätte — wenn nicht ein anderer ihm den Mund geschlossen hätte, sodaß er nichts mehr dazu zu sagen hatte. Man fand ihn eines Tages neben seiner Hacke auf dem Kartoffelfelde liegen — tot und starr. —

Ein trauriges Sterben! In Zerwürfnis mit seinen Kindern, voll Unzufriedenheit und Zorn, „in der Blüte der Sünden" dahinzugehen, ungebeichtet, ungetröstet — — trostlos!

Und diese Trostlosigkeit senkte sich wie ein schwerer schwarzer Schleier herab auf das Herz der Mutter; auch diesen Schmerz mußte sie allein tragen, denn dem Sohne kam der schnelle Tod des Vaters gar nicht so völlig unerwünscht. Anstandshalber mußte er freilich mit der Hochzeit warten bis nach dem Dreißigsten. Ob die Mutter dagegen war oder nicht, das hatte nichts zu sagen, es war ja — nur die Mutter. Es war auf dem Sonnenrain nie Mode gewesen, der Mutter viel darnach zu fragen. Schon der Vater hatte es so gemacht und die Buben sollten ja nicht gescheiter werden als er, nach seinem eigenen Ausspruch!

VI. Im Nidsigänt.

Nun gab's auf dem Sonnenrain etwas mehr Leben. Der Babette wäre es bald zu langweilig geworden auf dem einsamen Gehöfte; aber sie wußte sich zu helfen. Schon früher war dann und wann an den Sonntagen aus dem nahen Bernerbiet, wo's viele Fabriken hat, der Eine oder Andere auf dem Sonnenrain zugekehrt und hatte dort für Geld und gute Worte ein Gläschen Branntwein bekommen. Unter Babettes Regierung entwickelte sich aber aus diesen Anfängen bald eine ziemlich gut besuchte Sonntagswirtsschaft, so daß auf dem Sonnenrain keine Langeweile, aber auch keine richtige Sonntagsheiligung aufkommen konnte. Das bischen Frühmesse, das die junge Frau dann und wann noch erhaschte, langte nicht weit. Es ging auch ziemlich lang, bis die Polizei von dem gesetzwidrigen Wirten Wind bekam, und als sie darum wußte, so geschah nichts dagegen. Warum? Ja, es gibt eben Polizisten, die auch gern ein Gläschen haben, besonders wenns nichts kostet. Diese menschliche Eigenschaft war der Babette

Oft saß sie hinter dem Hause auf dem Dangelstock . . .

beim dortigen Polizeier schon bekannt, und das schlaue Ding wußte sie gut zu benützen. Wäre sie noch ein bischen schlauer gewesen, so hätte sie aber vor allem ihrem Manne, dem Toni, nicht so viel Schnaps gegeben. —

Die alte Mutter sah das drohende Verhängnis kommen. Oft saß sie hinter dem Hause auf dem Dangelstock und weinte, daß sich ein Stein hätte erbarmen mögen. Niemand hatte für sie ein Wort des Trostes. Ihre lieben alten Bekannten zogen sich zurück, weil die Babette es deutlich genug merken ließ, daß sie nichts von ihnen wissen wolle, und so sah sie selten mehr einen Menschen, der es gut mit ihr meinte. An den Sonntagen die wüsten Reden und das unwürdige Treiben der Schnapser; an den Werktagen harte Arbeit, viel zu schwer für eine alte Frau, da man sie jetzt meistens aufs Feld hinaus schickte, um das zu tun, was sonst der Vater getan hatte. Dafür wurde sie von der hochfahrenden Schwiegertochter, die auch an Werktagen die sogenannten Simpelfransen über die Stirne zotteln ließ, grob angeschnauzt und verschüpft, daß es eine Schande war. Sie war nie am rechten Orte; weilte sie in der Küche, so sollte sie in die Stube; war sie in der Stube, so meinte die Babette, sie habe eigentlich draußen zu tun, und ging sie hinaus, so war's auch wieder nicht recht. „O warum kann ich denn nicht sterben?" klagte sie oft. Es wurde erst etwas besser, als kleine Kinder da waren. Die junge Mutter gab sich nicht gerne mit ihnen ab und war nun froh, daß die Großmutter in der Besorgung derselben ihren Trost und ihre Freude sah. Und doch plagte es die Großmutter wieder an der Seele, daß augenscheinlich selbst auf dieser Tätigkeit kein voller Segen ruhte, weil ihre Arbeit gegen ihren Willen das ungesetzliche Treiben mit dem heimlichen Wirten leider noch erleichtern half.

Und daß es trotz des Schnapsgeldes, das man einnahm, bergab ging auf dem Sonnenrain, das konnte ein Blinder merken. Die Babette wußte zu brauchen! Wo es irgendwo Gelegenheit gab, Staat zu machen, da war sie dabei; eine Magd mußte natürlich rasch herbei, sobald Kinder da waren. Manchmal kam auch ihre Mutter aus dem Städtchen mit anderen Frauen „z' Visite", wobei aller Klatsch und Tratsch verhandelt wurde auf zehn Stunden im Umkreis. Hatten sie gegessen und getrunken, was die Haut ertragen konnte, so nahmen sie noch mit, was ihnen gerade paßte. „Wir haben ja Sachens genug", sagte die prahlerische junge Frau und merkte nicht, daß es auf ihrem Hofe ging wie in einem Haberfeld, wenn die Spatzen sich darin niederlassen und niemand ihnen wehrt. Aber es heißt ja ein altes Sprichwort: „Eine Frau trägt in der Schürze mehr zur Hintertüre hinaus, als der Mann mit zwei Ochsen zum Tennstor einführt."

Auch in Feld und Wald, an Baum und Hag, in Scheune und Stall sah man bald die üble Wirtschaft. Es ist mit einem Hofe ähnlich, wie mit einem Menschen. Siehst du am Sonntag einen Kerl, unrasiert und ungekämmt, ohne Kravatte und ohne Kragen, mit Schuhen, daß man meinen sollte, sie seien noch von der Sündflut her ungeputzt stehen geblieben, dann denkst du sicher, der hätte es sehr nötig, daß mit ihm besser Ordnung gehalten würde. Es gibt eben Menschen, die es nie fertig bringen, sich selbst

ein wenig zu „ranschieren". Aber auch ein Hof „ranschiert" sich nicht selbst. Man sieht es dem magern Gras, den krautigen Aeckern, den ungeputzten Bäumen, dem schlechten Vieh, den verlotterten Wagen, ja sogar dem verzütterten Miststock von weitem an, daß da eine Hudelordnung sein muß. All das stimmt damit, wie es nach und nach auf dem Sonnenrain aussah.

Wenn der Toni irgendwohin auf einen Markt ging, so wußte kein Mensch, wann er abends heimkommen werde; manchmal war es schon bald wieder Morgen. Er war dann mit ein paar guten Freunden im Wirtshaus gesessen, die ihn rühmten, oder, wie die Leute sagen, ihm den Speck durchs Maul zogen. Sie sagten ihm, wie er ein guter Bauer sei, das schönste Vieh habe weit und breit und ein prächtiges Obstgewächs. Aus lauter Freude darüber, daß er so angesehen sei, zahlte der Toni und trank sich voll und machte auch die Schmarotzer voll. Er kam um's Geld und um das bischen Verstand und brachte sich und die Seinen in Schimpf und Schande hinein. Die Nämlichen, die seine Gutmütigkeit mißbraucht hatten, sagten es tags darauf landauf landab, was der Sonnenraintoni für ein dummer Kerli sei, den könne man durch einen Dornhag hindurch melken, man brauche ihn nur ein wenig zu „lüpfen" (rühmen), der werde es wohl nicht mehr lange treiben auf seinem verlotterten Rackerheimet und seine Frau helfe ihm, was sie möge, um recht schnell fertig zu machen; die zwei spielen gut zusammen. — So sind die Menschen!

VI. Ein Wanderbursch, der den Kompaß verloren hat.

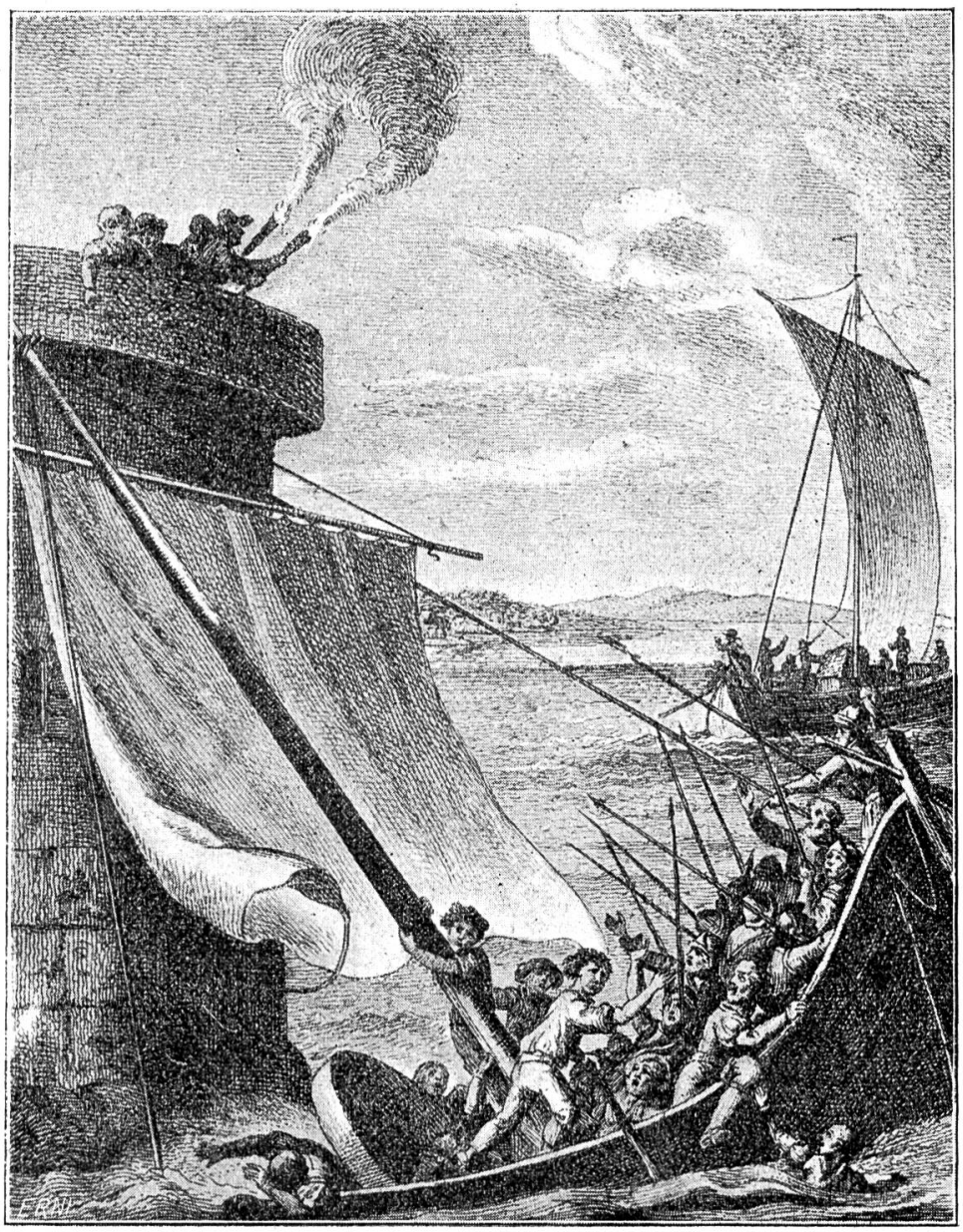
„Einen goldenen Wanderstab,
Ich in meinen Händen hab'.
Dieser Stab, der ist mein Glaube,
Gar mächtig schützt er mich" . . .

So ungefähr lautete die erste Strophe eines Liedes, das man früher in den Schulen viel gesungen, nun aber längst vergessen hat. Nun, das Lied könnte man schließlich missen, wenn nur der Stab nicht verloren geht: der Glaube. Es kommt sonst selten vor, daß ein Kind, in dessen Herz eine gute Mutter von frühester Jugend an die Keime des religiösen Lebens gelegt hat, den Glauben verliert; mag es auch vielleicht eine Zeit lang auf Abwege geraten, so wird doch sicher die schöne Erinnerung an eine durch den Glauben geheiligte Jugendzeit sich wieder einstellen in einem Augenblicke der Gnade; die lieben Worte der Mutter werden dann mit Macht an sein Herz pochen und Einlaß begehren, und es wird ihnen aufgetan. Ob das beim „Kasper" später auch noch so gekommen ist — wir wollen es hoffen! Hier, in unserer Geschichte spielt er aber von jetzt an eine gar traurige Rolle. —

Als man sich einst an einem Samstag Abend anschickte, Feierabend zu machen auf dem Sonnenrain, da sahen die Leute einen städtisch gekleideten Mann über den Bachsteg und auf das Haus zuschreiten. Wer konnte das sein? „Der Kasper!" rief die Großmutter, eilte, so schnell sie die Füße trugen, dem Fremdling entgegen und warf sich an dessen Brust, weinend vor Freude und Schmerz. Und der Kaspar ließ es geschehen und über sein Gesicht glitt ein Zug der Rührung. Er grüßte alle freundlich, gab allen die Hand, und als sie um den Tisch herum saßen, da ging es gleich an ein Wundern und Fragen, so daß der Kasper kaum Zeit hatte, den Kaffee zu trinken, den ihm die Mutter sorglich selbst bereitete. Er erzählte, wie er mit dem wenigen Geld, das er mit sich genommen, sich hinüber geschlagen habe ins deutsche Reich und dort in einer größeren Stadt Arbeit gefunden habe in einer großen mechanischen Schreinerei. Zuerst habe man ihn mehr für Handlangerdienste verwendet; als es sich aber zeigte, daß er Geschick habe für alles, so sei er schnell vorwärts gekommen und habe jetzt eine ganz gut bezahlte Stelle gehabt. Er sei dann wieder in die Schweiz zurückgekehrt, wo er in Zürich eine ähnliche Stelle bekommen habe. Dort sei ihm zufällig zu Ohren gekommen, daß der Vater gestorben sei, und da er schon längere Zeit den Plan gefaßt habe, selber etwas anzufangen, so komme er nun heim, um sein Erbteil in Empfang zu nehmen. Er habe nichts dagegen, daß der Toni den Hof behalte, er wolle ja doch nicht bauern. Aber nach unparteiischer Schätzung müsse alles geschätzt werden, wie es beim Tode des Vaters gewesen sei — er hatte, scheint's, schon etwas tönen gehört.

Da war nun die Freude am Wiedersehen nicht mehr bei Allen groß. Der Toni meinte, es werde jetzt mit dem Teilen wohl nicht so

Die „Gans“, anno 1314.



Neujahrsblatt der Bürgerbibliothek Winterthur. Anno 1793
mit folgendem Texte:

Die Luzerner, damals Untertanen der Herzoge von Oestreich, fuhren bewaffnet mit einem großen Schiffe, die Gans genannt, an den Turm zu Stansstad, um das Land Unterwalden zu überraschen. Der Wächter, indessen er mit Fackeln dem Volk das Wahrzeichen erteilte, wälzte einen Mühlstein auf das feindliche Schiff, und als von ungefähr der Fuchs, das Marktschiff der Urner, sich näherte, wurden die Luzerner durch mehr als einen Tod bezwungen.

pressieren. Weil der Kasper so „draus" sei und nichts von sich hören ließ, daß man nicht wußte, ob er noch lebe oder tot sei, so habe sich niemand dieser Sache angenommen. Uebrigens sei die Mutter auch noch da und er werde doch wohl nicht gekommen sein, um sie unglücklich zu machen auf dem Sonnenrain. Das Land habe in der letzten Zeit stark abgeschlagen. Wenn sie ihn, den Kaspar, nach dem frühern Preise auskaufen müßten, so bliebe ihnen nichts übrig als Schulden. Die Babette wollte auch mit spitzer Rede dreinfahren; allein der Kasper sagte, für heut' wolle man nicht weiter davon reden, es sei morgen auch noch ein Tag und es werde wohl alles nach Recht und Gesetz gehen müssen. —

Der Toni und sein Weib haben in jener Nacht wenig geschlafen, der Kasper war ihnen jetzt ganz und gar zur Unzeit gekommen. Nachdem er so lange nichts von sich hatte hören lassen, hatten sie schon gehofft, alles für sich behalten zu können. Und nun, nachdem schon ein gutes Teil der Erbschaft in Folge ihrer Mißwirtschaft zu Grunde gegangen, nun sollten sie den Kaspar noch für alles entschädigen! Da blieb ihnen tatsächlich nichts übrig als Schulden. Sie konnten sich vielleicht noch eine Zeit lang auf dem Sonnenrain halten, aber der Ruin war sicher, so viel sah selbst der wenig weitsichtige Toni ein.

Am darauffolgenden Sonntag fiel es ihnen auf, daß der Kasper, der so gute Gelegenheit gehabt hätte, nicht in den Gottesdienst ging. Aber niemand fragte ihn; selbst die Mutter wagte nicht, ihn zu mahnen, obwohl der Gedanke, der Kasper könnte vielleicht den Glauben verloren haben, sie furchtbar plagte. Nur allzu früh schenkte der Kasper seinen Leuten darüber klaren Wein ein. Als am Nachmittag, wie gewöhnlich, die Stube sich mit Fabriklern füllte, die kamen, um bei einem Gläschen und einem Stumpen zu politisieren, da zeigte der Kasper, daß er das Zeug gehabt hätte zu einem Prediger. Mund und Nase sperrten die Leute auf, als er ihnen erklärte, wie es nun bald eine andere Ordnung geben müsse in der Welt. Das Volk, besonders die Arbeiter, seien jetzt lang genug unten dran gewesen, jetzt wollen sie auch einmal obenauf; zuerst habe man sie ausgezogen und nachher noch geschunden, aber sie werden sich ihre Haut wieder holen und die Kleider dazu! Die Kapitalisten, die Fabrikherren, die regierenden Großen halten alle zusammen mit den „Pfaffen". Diese haben, um das Volk auszusaugen, allerlei Märlein erfunden von zehn Geboten, vom Beichten, von Himmel und Hölle. Gut leben und es haben, wie man wünsche, das sei der Himmel, meinte er, und es schlecht haben, Hunger leiden und immer untenan sitzen, das sei die Hölle. Erst kürzlich habe ein berühmter Redner in einer Versammlung das alles klar gemacht und bewiesen, daß die Menschen erst dann glücklich werden können, wenn sie den alten Aberglauben von Gott und Teufel, Himmel und Hölle einmal abwerfen.

Solch' lästerliche Rede war selbst den abgestumpften Fabriklern etwas Unerhörtes. Wenn sie auch das Schelten über die Kapitalisten und Fabrikherren nicht ungern hörten, so hatten sie alle doch noch mehr oder weniger Religion und manch einer von ihnen meinte, es bringe kein Glück, unter einem Dache zu bleiben, wo solche Reden geführt würden. So machte sich einer nach dem andern davon. . . . .

Auch der Toni machte dem Kasper jetzt heftige Vorwürfe, was aber nur zur Folge hatte, daß derselbe seine Lästerungen wiederholte. Ein Glück war es, daß die Mutter mit den zwei kleinen Kindern inzwischen in's Wäldchen gegangen war, der Schreck hätte sie sonst getötet. Aber sie sah bald selbst, wie es um den Kasper stehe, und sie grämte sich auf's neue, und es drückte ihr fast das Herz ab. Also das war der Sohn, den sie so sehr geliebt, und den sie einst in seligen Träumen als Priester am Altare gesehen! Ein — Gotteslästerer, vor dem man sich bekreuzte!

Wie war das möglich? Hatten nicht vielleicht auch diejenigen, die von Gott den Auftrag erhielten, in diese Seele das Fundament des Glaubens zu legen, es ein wenig zu leicht genommen mit ihrer wichtigen Arbeit? — — —

VIII.

„. . . . bis es in einer feurigen Wolke zerstob" (4. Kap.).

Am Abend fing der Kasper wieder von seiner Erbschaft an, und als der Toni von neuem zu jammern begann, so nahm er ihn auf die Seite, und nun gab es ein heimliches Geflüster und Getuschel, daß der alten Mutter ganz angst und bange wurde darob.

In tränenlosem, stumpfem Brüten starrte sie hinein . . .

„Sei nicht so dumm!" raunte der Kasp. dem Toni zu, „du kannst ja schon dafür sorgen, daß es kein größeres Unglück gibt. Wenn du es nicht machst, dann kommst du an den Geldstag, bevor ein Jahr herum ist. Sonst aber kannst du mit der schönen Versicherungssumme ganz gut mir meinen Teil auszahlen. Es braucht dann keine amtliche Teilung. Ich stelle dir einfach einen Schein aus, daß ich auf alles verzichte, dann bist du gerettet und ich habe meine Sache. Das Bauern ist gegenwärtig nicht so teuer, Holz bekommst du von den Nachbarn genug, und so hast du bald wieder billig ein neues Haus."

„Nein, nein! ich tue es nicht! O Kasper, denk doch, wenn man Frau und Kinder hat! Wenn's doch sein muß, so tu's du, du bist ledig!"

„Sei nicht so einfältig! Meinst du, ich wolle für dich die Kastanien aus dem Feuer holen! Ich komme auf jeden Fall zu meiner Sache, dafür werde ich schon sorgen. Ich meine es ja gut mit dir, will nur machen, daß du mit Frau und Kindern dableiben kannst. Zudem tust du ja keinem Menschen ein Unrecht an, der Staat muß zahlen und die Versicherungsgesellschaft, die können schon zahlen!"

So redete der Kasper auf den Toni ein; namentlich suchte er auch dessen Befürchtung, daß es auskomme, zu zerstreuen. Ueberhaupt sei das Verbrennen von unliebsamen Gebäuden jetzt Mode. Wenn ein Hotelier lieber ein schöneres und praktischeres Hotel, ein Müller eine besser eingerichtete Mühle hätte, ja da sei bald geholfen, und es werde nur ganz selten einer wegen Brandstiftung verurteilt. Wenn er, Toni, zu wenig schlau sei, so wolle er ihm schon noch mit gutem Rat helfen.

So ließ der Versucher nicht ab und setzte immer wieder von neuem an, so daß, als er nach einigen Tagen wieder Abschied nahm vom Sonnenrain, der Entschluß zur schrecklichen Tat im Toni schon reif geworden war. Wie ein Träumender ging er umher; es schien ihm, er stehe unter einer höhern Gewalt, die ihn widerstandslos dem unseligen Werk entgegentreibe. Und wenn er auch keinem Menschen ein Sterbenswörtchen davon sagte, so merkte doch die Mutter an seinem verstörten Wesen, daß etwas nicht

lauter sei. Aber er erwiederte alle ihre Fragen nur mit scheltenden, brummigen Worten, so daß sie lieber schwieg, wenn sie sich auch gar nicht beruhigen konnte. Daß sie Grund zu Befürchtungen hatte, das zeigte ihr einige Wochen nachher der rauchende Trümmerhaufen, an dem sie im nebligen Herbstmorgen stand. In tränenlosem dumpfen Brüten starrte sie hinein, so daß die Leute meinten, die alte Frau sei verstört. Aber nein! was für sie fast ein Trost gewesen wäre, das durfte ihr nicht zu Teil werden, sie mußte den Kelch der Leiden trinken samt der Hefe.

Und der Täter?

Er blieb nicht lange geheim. Schon auf der Brandstätte äußerte sich einer der Feuerwehrleute, der Brand sei nicht vom — Nebel entstanden. Die Verdachtsmomente waren so stark, daß die Polizei den Toni sofort in Haft nahm. Er war zu wenig schlau und zu wenig verdorben zu einem richtigen Verbrecher, sonst hätte er nicht die notwendigsten Sachen vorher schon in ein Bündel gepackt und das Vieh vorher aus dem Stall gelassen, weil er, wie er vor Gericht unter Tränen sagte, die unschuldigen Tiere nicht hätte in den Flammen lassen können. Der Toni war auch dem Untersuchungsrichter zu wenig gewachsen, als daß man nicht aus ihm herausgebracht hätte, daß der Kasper der eigentliche Urheber des Brandunglückes war. So ging es dann nicht lang, so hatte man auch ihn polizeilich eingebracht.

Nun war's freilich gründlich aus im schönen Sonnenrain! Die beiden Brüder im Zuchthaus, die alte Mutter und die zwei kleinen Kinder im Armenhaus, das freundliche Häuschen, bestimmt, glücklichen Leuten als Wohnung zu dienen, ein Haufen Asche und Steine! Die Babette schämte sich, zu ihren Eltern zurückzukehren, und nahm einen Dienst an in der Stadt. Als sie aber einmal einer Schar Sträflinge begegnete und in einem derselben ihren Mann erkannte, da hielt sie es nicht mehr aus; sie ging heim und führte bei ihren Eltern, geschult in der Schule des Leidens, ein zurückgezogenes und arbeitsames Leben. — —

Begreifst du nun, lieber Leser, warum ich traurig von der Kilbi ging, als der Leiterwagen mit der armen weinenden Großmutter und den zwei kleinen Kindern an mir vorbeihumpelte . . ?

Schlußwort.

Es ist, Gott sei Dank, ein äußerst seltener Ausnahmefall, den wir hier aus dem Luzerner Bauernleben den Lesern des „Nidwaldner Kalenders" erzählten. Tausende von glücklichen, wohlhabenden Familien leben im schönen Luzernerbiet, denen man mit Freuden nachrühmen kann, daß sie ein freundliches Dasein führen, ihrer Pflicht gehorchend in Gebet und Arbeit. Unsere Geschichte aber soll dazu beitragen, daß solche Ausnahmefälle, wie hier einer geschildert ist, zur Unmöglichkeit werden sollen. Ist schon jetzt ein solch bildungsscheues, schulfeindliches Wesen, wie wir es beim Sonnenrainbauer sehen, eine große Seltenheit, so soll und kann doch noch manches getan werden für wahre, erzieherische Volksbildung, besonders auch für Aufklärung über die Schädlichkeit gewisser Genußmittel. So wird man es mit Gottes Segen dazu bringen, daß Fälle sich nie mehr ereignen, bei welchen eine verfehlte Erziehung zu Verrohung und Unglauben führt und eine ganze Familie um Haus und Hof und in's größte Elend bringt.

J. K.

Lustige Ecke.

Gleiches mit gleichem. Ein Dragoner, bei einem Bauern einquartiert, benahm sich sehr brutal, und um den schlichten Landmann einzuschüchtern, legte er seinen blanken Säbel auf den Tisch. Der Landmann holte gelassen die Mistgabel und legte sie auch auf den Tisch. „Was soll das heißen?" rief auffahrend der Soldat. „Ganz einfach," erwiderte der Landmann, „zu einem so großen Messer gehört auch eine große Gabel." Das half, der Dragoner wurde ganz manierlich.

Das böse Gewissen. Professor: „Kommen sie einmal in mein Laboratorium, Jean, ich werde sie einmal mit Röntgenstrahlen durchleuchten!" Diener (stotternd): „Ich . . . . ich habe aber gewiß den Cognac nicht ausgetrunken, gnädiger Herr!"